



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergebliche Arbeit.

will damit die Zeit nicht verlieren, bin ich ja doch mit der Erzählung meiner Lebensgeschichte erst bei meinen Jünglingsjahren, und ich habe noch so vieles, vieles zu berichten. Reich an Erlebnissen manigfacher Art war auch mein späteres Leben, als ich im vollen Mannesalter stand, und dann, dann kam die glückliche Zeit, in der aus dem stolzen, heidnischen Duma der christliche Leonhard wurde. Doch so weit sind wir noch lange nicht; vorerst, Inkosazana, will ich dir erzählen, wie ich zu den am a-Bunu (Burén) kam, und was ich dort erlebte.

Du weißt, wenige Jahre nach Tschakas Tod, unter der Herrschaft des Königs Tingaan, kamen über die Drakensberge herüber eine Menge Weiße in unser Land. Es waren keine Engländer, sondern ama-Bunu (Burén). Sie besaßen große Viehherden und lebten in manchen Städten wie die Schwarzen. Ihre großen, schweren, mit Segeltüchern überspannten Wagen dienten ihnen zugleich als Häuser, und das Vieh hatten sie nachts unter freiem Himmel im Vieh kraal stehen, ebenso wie wir. Gegen uns Schwarze waren sie derb und grob, doch die Arbeit bezahlten sie gut. Wer zwei Monate bei ihnen arbeitete, erhielt einen Ochsen als Lohn; das gab also in einem Jahre ein volles halbes Dutzend. Das zog viele Kaffernburischen mächtig an; denn sobald einer zehn Ochsen hatte, konnte er sich ein Mädchen kaufen und einen eigenen Haushalt gründen.

Eines Tages entschloß ich mich, ebenfalls bei den Burén in Dienst zu treten. Ich hatte zu Hause einen Verdrüß gehabt, und daher brach ich eines Morgens in aller Frühe auf und verließ, ohne ein Wort des Abschieds, den heimatlichen Kraal. Nach langer Wanderung fand ich Arbeit bei einer großen Burénfamilie; Mann und Frau, Großvater und Schwiegermutter, eine Schwester und zwei Brüder des Hausherrn — letzterer wurde allgemein mit „Baas“ tituliert — und eine große Zahl von Kindern, alles lebte da in Frieden beieinander. Der Bur war reich und besaß eine Menge Vieh. Er war eben daran, sich aus Baumstämmen ein Haus zu bauen. Fünf große, mit Zeltdächern überspannte Wagen standen im Kreis beisammen; sie bildeten eine förmliche Burg und dienten vorläufig den Insassen noch als Wohnung. Wir Schwarzen aber — außer mir standen noch zwei andere Burschen, junge Leute von 16—17 Jahren, in Arbeit, — schliefen unter den Wagen, und Nächts wurden rings um die Wagenburg und den Vieh kraal große Feuer angezündet zum Schutz gegen wilde Tiere.

Der Baas war mir sehr gewogen und schenkte mir in allem sein vollstes Vertrauen. Dafür arbeitete ich auch mit wahrer Herzenslust; ich beforgte das Vieh, bestellte das Ackerfeld, und leitete das ganze Fuhrwesen. Die beiden anderen Schwarzen waren bloß meine Gehilfen. Nicht minder stand ich bei der wackeren Burénfrau in Gunst und Ehren. Sie war ein großes, starkes Weib, trug ihre Babys wie ein Kaffernweib auf dem Rücken, arbeitete viel, ging auch mit auf die Jagd und handhabte das Gewehr so sicher wie ihr Mann und ihre Schwäger. Furcht war ihr unbekannt. Ich beforgte ihr namentlich die Milchwirtschaft; das Melken hatte ich schon zu Hause gelernt, denn wie du weißt, ist das bei uns Schwarzen Sache der Männer, und nicht der Frauen — und ging ihr auch sonst hilfreich zur Hand, weshalb sie zu sagen pflegte, sie hätte noch nie einen Schwarzen gehabt, der so slink, klaka-

nipele (klug) und verlässig gewesen wäre, wie ich. Desgleichen liebten mich die Kinder der großen Burénfamilie gar sehr.

(Forts. folgt.)

Vergebliche Arbeit.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

Keilands. — Dribben im nahen Tembuland liegt ein überaus großes Missionsfeld vor uns. So weit das Auge nur reicht, steht da ein Kraal neben dem andern, sodass dieser Anblick dem seelenreichen Missionär die helle Freude verursacht. Doch leider ist die Missionierung dieses Gebietes mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die hier wohnenden Volksstämme gelten als hart und zeigen sich im allgemeinen dem Christentum viel weniger zugänglich, als die Kaffern in Natal. Wagt der Missionär bei ihnen einen apostolischen Besuch, so darf er sich mit einer wahrhaft apostolischen Geduld ausrüsten, und kommt er abends todmüde nach Hause, so tröstet ihn oft nichts als der Gedanke, seine Pflicht getan zu haben. Neuherrere Erfolge sieht er vielfach keine, wohl aber wird er zuweilen von diesen rohen Heiden, die sich selber „Kinder des Teufels“ nennen, in gräßlichster Weise insultiert. Von vielen derartigen Fällen nur einen:

Etwa zehn Minuten von unserer Außenstation Zigudu entfernt war ein alter, kranker Mann, dem der Tod sozusagen schon auf der Stirne stand. Er hieß Intohake. P. Rektor machte ihm einen Besuch, fand bei ihm ein ziemlich freundliches Entgegenkommen und begann sodann den Vorbereitungunterricht für die hl. Taufe. Sechsmal erneuerte er seinen Besuch, so oft er aber den Kranken fragte, ob er nun getauft werden wolle, entgegnete jener, diese Frage müsse der Kamilierrat entscheiden, und zu diesem Behufe müssten erst alle seine Verwandten, die weit über zerstreut wohnten, zusammenkommen. Beim nächsten Besuch fand P. Rektor vor der Hütte des Kranken eine Menge heidnischer Männer versammelt, die ihn gehörig anschauten. Darunter war wenigstens ein Dutzend schwarzer Doktoren. Einige von ihnen hatten ihr Gesicht weiß angestrichen, einer den Kopf ganz kahl geschoren, und der Hauptdoktor hatte ein Affenfell um seinen Kopf geschlungen und trug zum Zeichen seiner Würde eine Art Krone aus Haaren.

P. Rektor fragte einen, der einen Assagai in der Hand trug, wie es dem Kranken gehe. Die lakonische Antwort war: „Er ist ziemlich frank.“

„Kann ich zu ihm hineingehen und mit ihm beten?“ — „Darüber müssen wir erst mit diesen Männern hier beraten.“

Nun wandte sich P. Rektor an die betreffenden Männer und stellte an den Haupt-Gqira (Doktor), einen noch jungen Mann, die Frage, was sie hier wollten. Er antwortete: „Wir kommen von weit her und gehen an diesem Kraal vorüber.“ — „Wo ist der Kranken?“ — „Ich weiß es nicht; vielleicht drinnen in der Hütte.“ Dabei lachten alle so höhnisch, daß dem P. Missionär alle weitere Lust verging, mit ihnen noch länger zu unterhandeln. Er lehrte also zur Schule, nach Zigudu, zurück.

Nachmittags um 1 Uhr schickte er seinen Katecheten Peter Gidimi zum Kranken, doch nach einer Stunde kehrte auch dieser unverrichteter Dinge zurück. Der alte Mann wollte sich aus Furcht vor den anwesenden Doktoren nicht mehr taufen lassen. Letztere hätten es auch gar nicht zugelassen.

P. Rektor machte sich nun auf und ging zu Fuß bis an die Grenzen des Dingolandes. Auch hier reiht sich ein Kraal an den andern, und der seeleneifrige Missionär lud die vielen dortigen Schwarzen dringend ein, am nächsten Sonntag zum Gottesdienst nach Ziqudu zu kommen. Sein schwarzer Kätechet aber ritt in der entgegengesetzten Richtung fort, um Kinder für die dortige Schule zu suchen. Bei der südafrikanischen Hitze und den schmalen Fußpfaden, auf die man hierzulande meistens angewiesen ist natürlich das Wandern zu Fuß nicht angenehm, das lästigste jedoch sind die vielen bissigen Hunde, die einem fast aus jedem Kraal entgegenrennen, und die einen Weizen, zumal einen Trappisten mit seinem auffallenden Gewand, doppelt wütend anfallen. Mancher Schwarze hat aber durchaus keine Eile, einem harmlosen Wanderer diese Bestien vom Leibe zu halten. Robler dachten und handelten zwei heidnische Burschen. Sie begleiteten den P. Missionär aus freien Stücken eine gute Strecke weit. Auf die Frage, was sie eigentlich wollten, entgegneten sie: „Wir wollen dich nur begleiten, damit dir die vielen Hunde kein Leid zufügen.“ So findet man Hilfe und gute Leute, wo man's oft am wenigsten vermutet. Mit einbrechender Dunkelheit kam P. Rektor wieder nach Ziqudu zurück, zu gleicher Zeit auch sein getreuer Kätechet, der Chieffohn von Saliwa. Sie Kochten ihr Abendessen und nahmen es zusammen ein.

Am nächsten Morgen ging P. Rektor neuerdings zum kranken Intohafe. In der Nähe der Hütte wim-

melte es förmlich von rotgekleideten Tembus. Sie hatten nämlich bemerkt, daß es mit dem Kranken zu Ende gehe. So ein Ereignis mußte gebührend ge-



Erstkommunikanten in Mariannhill.

feiert werden. Daher hatte man einen Ochsen geschlachtet und mehrere Fässer Kafferbier herbeigeschafft; nun konnte das Schmausen und Trinken losgehen! — P. Missionär ging durch den lärmenden und zechenden Haufen durch und wandte sich direkt an den obersten

Käfferdoktor mit dem Verlangen, den Kranken sehen und sprechen zu dürfen. Die Antwort des Obergärtner lautete: „Geh' hinauf zum Viehtraal und warte dort, bis wir dir Bescheid geben! Es ist das eine wichtige Sache, die von den Männern erst gründlich beraten werden muß, und zwar im geheimen; du darfst nicht Zeuge unserer Beratungen sein!“ — Nach einer halben Stunde geduldigen Wartens kamen endlich zwei Männer heraus mit der Nachricht, der Umsundisi könne zwar den Kranken sehen, doch hätte er weiter nichts zu tun. Man führte ihn also in den Kraal, wo der Sterbende am Boden lag. P. Missionär tat sein Möglichstes, den armen Mann zur Annahme der hl. Taufe zu bewegen, da ja der Tod schon ganz nahe sei, doch die heidnische Umgebung schrie: „Nein, das gibt es nicht! Da muß zuvor der Familienrat einberufen werden!“ Der Kranke selbst aber sagte: „Ich habe keine Antwort“, d. h. ich will nicht getaut werden.

Nun hat P. Rektor, in den Kraal hineingehen zu dürfen, in dem die Männer zur Beratung versammelt waren. Nach einem Bögern wurde es ihm erlaubt, doch gelang es ihm nicht, die Herzen dieser schwarzen Gefellen, von denen einige mit drohenden Blicken und scharfschliffenen Aissagais auf und abgingen, für seinen Plan günstig zu stimmen. Um 2 Uhr nachmittags starb Intohafe, rings von zechenden und lärmenden Tembus umgeben.

P. Rektor blieb noch eine Weile, denn es kam da noch ein alter, blinder Mann, der sich zum Schmauseführen ließ und der, als er hörte, der P. Missionär sei zugegen, in den christlichen Glaubenswahrheiten unterrichtet werden wollte. Viele der anwesenden Gäste lagen betrunknen am Boden umher, andere, die noch zu stehen vermochten, bemühten sich, ein Grab aufzuarbeiten. Während nun P. Rektor mit dem blinden Manne redete und ihm versprach, ihn nächstens in seinem Kraal besuchen zu wollen, fing einer der anwesenden Männer schrecklich zu schimpfen an. Anfangs zog er über die Weißen im allgemeinen los, weil sie den armen Schwarzen das Land weggenommen hätten, dann wandte sich sein Grimm gegen den anwesenden Missionär. „Den ganzen Tag streichst du herum“, schrie er ihn an, „und betrügst die Leute. Alles, was du uns vorpredigst, ist eitel Lug und Trug, und deine Arzneien nützen auch nichts!“ Dabei fuchtelte der Rajende fortwährend mit einem dicken Stock in der Luft herum und drohte zuletzt sogar mit seinem Aissagai, indem er schrie: „Ich könnte dich schlagen, wie man einen Hund schlägt! Ich hätte gute Lust, dich sofort falt zu machen; dies wäre noch das Gescheiteste, was man dir tun könnte!“

Keiner der anwesenden Männer hatte den Mut, dem rohen Menschen entgegenzutreten, möglich, daß mancher von ihnen sein wildes Gebaren sogar billigte. P. Rektor aber hörte, ohne eine Miene zu verzieren, alles gelassen an und ging ruhig wieder nach Ziguudu zurück. Als er am nächsten Tage nach Keilands ritt, kam er am Begräbnisplatz vorbei. Hier lagen die Tembus in ihre roten Decken eingewickelt in langen Reihen am Boden. Die meisten von ihnen schienen ruhig ihr Räuschchen auszuhschläfern, der große Maulheld von gestern aber war nirgends zu sehen.

Uebrigens geben wir die Hoffnung auf eine geeignete Missionsarbeit im Tembuland nicht auf. Vielleicht beruht das feindliche Benehmen dieser Schwarzen auf Vorurteilen; sobald sie uns einmal werden näher kennen lernen, wird sich auch ihr Verhalten ändern.

Bei manchen ist dies jetzt schon der Fall, und die Zahl der Kirchenbesucher in Ziguudu mehrt sich von einer Woche zur andern. Wenn man endlich bedenkt, daß auch die aus Liebe zu Gott erragenen Unbillen und Leiden über kurz oder lang ihre Frucht tragen werden, dann sind derartige Exkursionen, wie die oben beschriebene, keineswegs „vergebliche Arbeiten“, sondern vielmehr reich gesegnete zu nennen.

Bauten in Mariannhill.

Als Prior Franz Pfanner am 26. Dezember 1882 hierher kam, fand er zwar eine ziemlich ausgedehnte Farm, aber weder Haus noch Hütte, wo er mit seinen 50 Trappisten hätte wohnen können. Anfangs, das heißt bis die ersten Notbauten hergestellt waren, mußten sie unterm Wagen schlafen bzw. unter Zeltdecken, die man schnell über ein paar Pfosten aufgespannt hatte. Allerdings wurden dann von den eifigen, in jeder Arbeit geschulten Brüdern rasch die nötigen Wohnungen nebst Kirche, Werkstätten, Schulen usw. hergestellt, allein das waren armelige, mit Wellblech gedeckte Lehmhütten, die im Winter kalt und im Sommer entsetzlich heiß waren, weshalb man schon nach einem Jahre daran dachten mußte, statt des ersten Provisoriums solidere und größere Bauten aus Bruch- und Ziegelsteinen herzustellen. Da jedoch die Neu gründung überraschend schnell wuchs — im Dezember 1885 war Mariannhill schon eine Abtei mit 100 Mitgliedern, und im darauffolgenden Jahre gesellten sich dazu die Missionsschwestern vom kostbaren Blut und begann man mit der Gründung von Außenstationen — so hörte in Mariannhill tatsächlich innerhalb 26 Jahren das Bauen nie auf. Besonders stark ist diese Bautätigkeit gerade jetzt wieder, im Dezember 1908. Ich will es versuchen, unseren geneigten Lesern hieron einen kleinen Überblick zu geben.

Beginnen wir zunächst mit den Kirchen. Da ist zunächst hier in Mariannhill die seit 1½ Jahren im Bau befindliche St. Josephskirche zu nennen. Sie hat bei einer Breite von 40 Fuß eine Länge von 147, dazu zwei Seitenschiffe von je 38 Fuß Länge und 30 Fuß Breite. Im Hinterteile des Hauptschiffes ruht auf 6 Gewölbebogen eine Sängerbühne, die allein 200 Personen und darüber saft. Rechts und links vom Haupteingang erheben sich zwei Türme bis zu einer Höhe von 90 Fuß, während die Kirche selbst eine solche von 40 bis 45 Fuß aufweist. Der ganze Bau liegt so recht im Zentrum von Mariannhill und ist seiner hohen Lage wegen auf viele Stunden weit sichtbar. Der Rohbau ist schon seit einigen Monaten fertig, doch fehlt noch der Bodenbelag, die untere Wandbekleidung und die ganze innere Einrichtung, teilweise auch noch die Fenster. Gegenwärtig sind zwei unserer Brüder mit der Ausmalung der Decke und der Seitenwände beschäftigt. Bis zur definitiven Vollendung des imposanten Baues dürften immer noch mehrere Monate dahingehen, zumal, da alle unsere Maurer vollauf mit der neuen Knabenschule beschäftigt sind; doch davon später.

Der Grundstein zur Kirche in Maria-Ratschiy wurde schon vor drei Jahren gelegt. Dann aber kam der Bau aus Gründen, die wir hier nicht näher einführen können, ins Stocken; erst im Mai 1907 kam neues Leben in die unterbrochene Bautätigkeit. Die Ratschiger Kirche wird nach ihrer Vollendung zu einer der schönsten unserer ganzen Mission zählen. Sie hat